

Mythos Gemeinschaft? Vom sozialen Zusammenhalt in ländlichen Räumen

Die Lage ist gut, die Stimmung schlecht

Die Gefühlslage der Deutschen erweist sich mehr und mehr als paradox: Empirische Studien wie der Glücksatlas¹ oder die topagrar Glücksstudie² belegen, dass die wirtschaftliche Lage der Nation kaum noch Einfluss auf die Einschätzung der gesellschaftlichen Situation hat. Der gesellschaftliche Zusammenhalt scheint gefährdet, die Deutschen halten ihre eigene Bürokratie für überfordert. Trotz signifikant gesunkener Kriminalitätsraten steigt die Angst vor kriminellen Übergriffen. Viele Menschen nehmen den öffentlichen Raum als Gefahrenzone wahr. Gefährdungsdiskurse in populären Massenmedien wie auch in Filterblasen sozialer Medien bieten das Grundrauschen zur deutschen Verunsicherung – erinnert sei nur an die Diskussion um die Sicherheit in öffentlichen Schwimmbädern im Sommer 2019. So erstaunt es wenig, dass als Reaktion auf zunehmende Verunsicherungsgefühle und gefühlten Kontrollverlust der Rückzug ins Private, ins Lokale, in die kleinen Gemeinschaften zu verzeichnen ist. Gerade das Dorf bietet hier mit seinen Zuschreibungen von Naturnähe, Gemeinschaft und vermeintlich größerer sozialer Homogenität die ideale Projektionsfläche.

Mythos dörfliche Gemeinschaft

Ländliche Idyllen, als Orte von Schönheit, Naturnähe und Harmonie, gehören zum festen Repertoire gesellschaftlicher Erzählungen.³ Bereits antike Dichter sehnten sich nach Arkadien – dem einfachen unverfälschten Hirtenleben in rauer griechischer Landschaft. Diese Form der Schäferromantik (Bukolik) erfreute sich auch Jahrhunderte später in der Renaissance und im Barock wieder größter Beliebtheit. Die voranschreitende Industrialisierung und Verstädterung ließen im 19. Jahrhundert das über-



Dießen am Ammersee
© Stefan Schmitz

schaubare Dorf und die idyllische Landschaft noch schärfer als Gegenwelt zum modernen hektischen Großstadtleben hervortreten. Es versteht sich nahezu von selbst, dass der verklärende Blick auf Land und Dorf nur eine städtische Interpretation von Menschen sein kann, die sich den Mühen des Landlebens im Alltag nicht aussetzen müssen. So war es vor allem das erstarkende Bürgertum in den sich rasch verändernden Städten, das im 19. Jahrhundert dem Landleben Naturnähe, Urwüchsigkeit und Unverfälschtheit zuschrieb. Dieser romantisierende Blick ließ das Dorf zu einem Hort von Nähe, Gemeinschaft und gegenseitiger Unterstützung werden, der Traditionen bewahrt und gemeinsame Werte teilt.⁴ Das Dorf symbolisierte den Ort des guten Lebens und wurde so zu einem idealisierten Haltepunkt inmitten eines bis dahin beispiellos tief greifenden Transformationsprozesses.

Für die »unschönen« Seiten des Landlebens blieben in dieser Sicht kein Platz: Armut und Exklusion, Konflikte und Gewalt sowie harte soziale Ungleichheit passten nicht in diese Idylle. Doch es gab nie nur den *locus amoenus*, das Land als den lieblichen Ort, sondern auch immer den *locus terribilis*, den schrecklichen Ort. Literatur, Kunst und Film zeichnen unzählige Beispiele für rückständige Enge, soziale Kontrolle und allgegen-

wärtige dörfliche Gewalt, die allen Randständigen, Schwachen und Andersdenkenden das Leben schwer machen und sie dazu zwingen, sich zu unterwerfen oder die Gemeinschaft zu verlassen.

Auch heute steht die ländliche Idylle wieder hoch im Kurs: Die Zeiten sind unübersichtlich, der hektische Alltag und die fortwährende Mobilität ermüden. Da lässt es sich auf dem Balkon, mit der Zeitschrift *Landlust* oder einem Selbstversorger-Ratgeber in der Hand, gut vom beschaulichen Leben auf dem Land träumen, vom vermeintlich »wahren Guten«. Jugendliche hingegen ziehen derweil in Scharen in die Städte.

Natürlich ist Träumen erlaubt. Was hier aber so heimelig unpolitisch daherkommt, spiegelt vielmehr eine gesellschaftliche Debatte um Zusammenhalt, Gemeinschaft, Vielfalt und letztlich wohl auch Demokratie wider. Es ist noch nicht abzusehen, ob die neuerliche Überhöhung dörflicher, vermeintlich homogener Gemeinschaft, wie sie sich in diesen Mythen findet, auf Kosten demokratischer Pluralität, Aushandlungs- und Konfliktfähigkeit geht – wie es bei der völkischen Siedlerbewegung zu beobachten ist. Oder ob das Beschwören dörflicher Nähe und Verbundenheit eine kritische Auseinandersetzung ermöglicht mit der Frage nach dem, was demokratische Gesellschaften zusammenhält.

Gemeinschaft und Zusammenhalt

Wer von *Zusammenhalt* spricht, kann über *Gemeinschaft* nicht schweigen. Bereits der kleine historische Exkurs hat gezeigt, dass das »gute Landleben« und idyllische Landschaften seit jeher eine große Anziehungskraft auf ermüdete und verunsicherte Städter ausgeübt haben. Da aber bis ins 19. Jahrhundert hinein nur vergleichsweise wenige Menschen in Städten lebten, spielte die systematische Unterscheidung in (dörfliche) Gemeinschaft und (bürgerlich / städtische) Gesellschaft kaum eine Rolle. So wie die Frage nach dem nationalen Zusammenhalt an die Entstehung der Nationalstaaten nach dem Wiener Kongress 1815 gebunden ist, muss die sorgenvolle Suche nach dem Verbindenden in der modernen Gesellschaft als Folge der Entstehung neuer Wirtschafts- und Lebensformen (Urbanisierung, Kapitalismus) interpretiert werden. Der Kieler Soziologe Ferdinand Tönnies unternimmt in seinem soziologischen Hauptwerk »Gemeinschaft und Gesellschaft« aus dem Jahr 1887 erstmals eine systematische Trennung dieser beiden Sozialformen.

»Alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenleben (so finden wir) wird als Leben in Gemeinschaft verstanden. Gesellschaft ist die Öffentlichkeit, ist die

Welt. In Gemeinschaft mit den Seinen befindet man sich, von der Geburt an, mit allem Wohl und Wehe daran gebunden. Man geht in die Gesellschaft wie in die Fremde.»⁵

Gemeinschaft entsteht für Tönnies durch geographische, soziale, emotionale Nähe, die Menschen in ähnlichen Lebensverhältnissen miteinander verbindet und auf diese Weise Empathie und Solidarität schafft. Gemeinschaftliche Beziehungen, wie sie etwa Freundschaften oder Nachbarschaften prägen, beruhen für ihn mithin einerseits auf engen persönlichen Bindungen, die idealtypisch wohlwollend und verständnisvoll sind, andererseits auf Ähnlichkeiten, die sich durch eine gemeinsame Sprache oder Herkunft, geteilte Sitten und Bräuche ergeben.⁶ Erscheint die Gemeinschaft bei Tönnies als natürliche Bindungsform, so sieht er die Gesellschaft als ein »mechanisches«, ein künstliches Gebilde, das vorrangig auf instrumentellen und eigennützigen Beziehungen der Menschen untereinander beruhe.⁷

Wenngleich Tönnies selbst die Verbindung zwischen Landleben und Gemeinschaft hergestellt hat, so lässt sich sein Werk dennoch keinesfalls auf die Formel »Gemeinschaft = Dorf, Gesellschaft = Stadt« reduzieren. Denn häufig wird übersehen, dass Gemeinschaft und Gesellschaft »Normalbegriffe« sind, also nach Tönnies Gedankenkonstrukte der »Reinen Soziologie« oder im Sinne Max Webers »Idealtypen«. Sie sind zwar als begriffliches Gegensatzpaar konzipiert, stellen aber Beziehungsformen dar, die nebeneinander und zeitgleich überall vorkommen. Daher kann es auch Gemeinschaften in der Stadt und Gesellschaft auf dem Land geben.

Was bleibt von Tönnies – trotz häufig missverständlicher Rezeption und altväterlicher Romantisierung von Gemeinschaft?⁸ Ganz sicher sind seine Überlegungen auch weiterhin aktuell für die Diskussion über die Frage, welche Art von (solidarischen) Beziehungen wir zur Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenhalts brauchen. Dabei ist zu beachten, was schon bei Tönnies angelegt ist, dass Zusammenhalt nicht eindimensional zu betrachten ist.⁹ Vielmehr müssen zwei sich ergänzende Dimensionen unterschieden werden: einerseits das vertrauensvolle Mit- und Aufeinanderbezogensein auf der horizontalen Beziehungsebene, andererseits die Möglichkeit von Individuen, sich auf ein – wie auch immer geartetes – gesellschaftliches Ganzes zu beziehen, sich mit einer übergeordneten Einheit zu verbinden – also die vertikale Beziehungsebene. Wie aber genau sich das Verhältnis dieser beiden Dimensionen zueinander gestaltet und ob sich daraus Zusammenhalt schmiedet, wird je nach theoretischem Modell anders gedeutet – etwa bei klassischen Autoren wie Weber, Durkheim, Simmel oder jüngeren wie Bourdieu oder Putnam.

Für die vergangenen 30 Jahre sind es aber weniger die Klassiker, die zu den Fragen des Zusammenhalts herangezogen wurden, als vielmehr der Amerikaner Robert Putnam mit seinen Arbeiten zum Sozialkapital.¹⁰ Auf der Suche nach den Gründen für den unterschiedlichen Wohlstand zwischen Nord- und Süditalien meinte Putnam zu erkennen, dass der wirtschaftliche Erfolg des Nordens nicht die alleinige Ursache sei. Entscheidend sei das höhere soziale Kapital: »Features of social organization« wie Vertrauen, Normen und Netzwerke ließen die norditalienische Gesellschaft »effizienter« sein. Es gebe also einen Zusammenhang zwischen sozialem Kapital und der politisch-administrativen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit einer Region. Soziales Kapital besteht für Putnam aus drei Kernelementen: soziales Vertrauen, die Norm generalisierter Reziprozität (Wechselbezüglichkeit) und Netzwerke zivilgesellschaftlichen Engagements, die eben jene Reziprozitätsnormen pflegen und soziales Vertrauen bilden. Herzstück der Sozialkapitaltheorie Putnams sind die »traditional civic associations«, wie Sportvereine und Klubs, in denen Menschen solidarisches Verhalten einüben.¹¹ Eben jenes soziale Kapital sah Putnam für die USA in seinem viel beachteten Werk »Bowling Alone« schwinden.¹² Insbesondere die zunehmende Individualisierung machte Putnam verantwortlich für den Rückgang bürgerschaftlichen Engagements und sozialer Einbindung. Er sah demnach klare Verbindungen zwischen dem individuellen Netzwerk, das im Verein oder der Kirchengemeinde geknüpft werde und zum Nutzen aller eingesetzt werden könne, und dem gesellschaftlichen Zusammenhalt. Auch im Negativen: Fehle es an gegenseitigem Vertrauen, so entstünden hohe gesellschaftliche Kosten, etwa im Pflegebereich oder bei der öffentlichen Sicherheit.

Anders als die amerikanische Sozialkapitaltheorie sieht Pierre Bourdieu¹³ keine eindeutige Kausalität zwischen bürgerschaftlichem Engagement und gesellschaftlichem Zusammenhalt. Für ihn ist soziales Kapital lediglich eine der vier Kapitalarten (außerdem ökonomisches, kulturelles und symbolisches Kapital), die die Position der Menschen im Sozialgefüge bestimmen. Soziales Kapital könne dabei als Ressource (»er / sie hat Verbindungen«, »Vitamin B«) verstanden werden, die eingesetzt werde, um sich etwa bessere Startbedingungen, Vorzüge oder Gefälligkeiten zu verschaffen. Die Art der gegenseitigen Gefälligkeiten (und Abhängigkeiten) bestimmt für Bourdieu eher individuelle Vorteile als das gesellschaftliche Ganze.

Allerdings beeinflusste weniger Bourdieus Sozialkapitaltheorie die Politik als vielmehr Putnams Blick auf den sozialen Zusammenhalt. So lassen sich seit der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre eine schier unübersehbare Anzahl an Projekten, Programmen und Initiativen benennen – insbesondere in ländlichen Räumen und in prekären Stadtvierteln –, die das soziale Kapital oder bürgerschaftliche Engagement fördern sollen, um

als »Allzweckwaffe« gegen Alter, Armut, Arbeitslosigkeit zu wirken. Der Soziologe Sebastian Braun schreibt hierzu:

»Soziales Kapital ist zur rhetorischen Trumpfkarte all derer geworden, die sich um den ›sozialen Kitt‹ der Gesellschaft sorgen, die zugleich aber auch Hoffnung auf die Revitalisierung von sozialen Bindungen, Beziehungen und Netzwerken in einer bunten und lebendigen Bürgergesellschaft hegen, die mit ihren unausgeschöpften Ressourcen die Leistungsfähigkeit des staatlichen und ökonomischen Sektors zu steigern vermöge.«¹⁴

Zusammenfassend lässt sich an dieser Stelle schon – etwas ernüchtert – feststellen: Die Verbindung des horizontalen Zusammenhalts im Nahraum (Familie, Nachbarschaft, Dorf, Quartier), der offensichtlich auf dem Gedanken der Reziprozität beruht, mit dem vertikalen Zusammenhalt ist nicht abschließend geklärt. Auffällig bleibt jedoch, dass sich seit Tönnies bis hin zur Sozialkapitaltheorie eine Ideologie der »guten Gemeinschaft« hält, die vorzugsweise in ländlichen Räumen oder in der Nachbarschaft verortet wird – unabhängig von realen Nachbarschaftskonflikten oder sozial durchmischten Dörfern. So kranken die aktuellen Kohäsionsdebatten insbesondere daran, dass *Zusammenhalt* vor allem als normatives Konzept verstanden wird (OECD¹⁵, Bertelsmann-Stiftung¹⁶). Nach Definition der OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) strebt eine kohäsive Gesellschaft das Wohlergehen aller ihrer Mitglieder an, bekämpft Ausgrenzung und Marginalisierung, schafft Zugehörigkeit, fördert Vertrauen und bietet ihren Mitgliedern die Möglichkeit einer aufwärtsgerichteten sozialen Mobilität. Das OECD-Entwicklungszentrum schlägt vor, den Zustand des gesellschaftlichen Zusammenhalts anhand von drei Aspekten zu betrachten: soziale Inklusion, soziale Mobilität und soziales Kapital. Betont werden dabei die guten Seiten des Zusammenhalts, die es unentwegt zu aktivieren gelte, aber nicht selten wird vernachlässigt, wie stark sich Zusammenhalt insbesondere in der Abgrenzung gegen andere Gruppen ausbildet (Fangruppen von Fußballmannschaften etwa). So wünschten sich denn 2011 auch gut die Hälfte der bundesdeutschen Bevölkerung »Zusammenhalt ohne Vielfalt«.¹⁷

Wahrnehmung und Reichweite von Zusammenhalt – eine empirische Untersuchung in zwei Landkreisen

Wie aber erleben und beschreiben Bürgerinnen und Bürger Zusammenhalt? Gibt es dabei Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland? Wie



Werder (Havel), Brandenburg
© Stefan Schmitz

weit reicht Zusammenhalt? Kann man Zusammenhalt »produzieren«? Diesen Fragen geht das BMBF-geförderte Projekt »Das Soziale-Orte-Konzept. Neue Infrastrukturen für gesellschaftlichen Zusammenhalt« (2017–2020) in zwei Landkreisen in Hessen (Waldeck-Frankenberg) und Thüringen (Saalfeld-Rudolstadt) nach.

Ausgehend von den in den Landkreisen Befragten (Online-Befragung, Experteninterviews, Haustürgespräche) lassen sich durchaus Abstufungen feststellen. Zusammenhalt ist insbesondere eine Angelegenheit des Nahraums: Die eigene Familie, der Freundeskreis und die direkte Nachbarschaft, seltener Dorfgemeinschaften, sind die am häufigsten wahrgenommenen bzw. gewünschten Quellen sozialen Zusammenhalts. Hier findet gemeinschaftliches, gegenseitiges und vertrauensvolles Kommunizieren und Handeln statt. Dann aber wird es zunehmend diffus: Nur gelegentlich wird die »Heimat«(region), sehr selten die eigene Nation bzw. die Gesamtgesellschaft als sozialräumlicher Bezug von Zusammenhalt genannt. Bezogen auf Deutschland insgesamt stellt die überwältigende Mehrheit der Befragten *beider* Landkreise dem gesellschaftlichen Zusammenhalt ein eher schlechtes Zeugnis aus und sieht zudem einen Rückgang in den vergangenen zehn Jahren.

Insbesondere die Experten- und die Haustürgespräche offenbaren einen deutlichen Unterschied, wie Zusammenhalt in Ost und West wahrgenommen und wie darüber gesprochen wird. So fallen die Bewertungen des Zusammenhalts im eigenen Wohnort sowie auf Landkreisebene bei den Befragten im Landkreis Saalfeld-Rudolstadt deutlich negativer aus als im Landkreis Waldeck-Frankenberg. In Thüringen wird insbesondere der Verlust des sozialen Zusammenhalts seit der deutschen Einheit betont: der stärkere Zusammenhalt im DDR-Alltagsleben oder die negativen Erfahrungen nach der deutschen Einheit, etwa die Auflösung von Betriebskollektiven durch Werksschließungen, die Erosion von Dorfgemeinschaften durch massive Abwanderung oder das Gefühl, in einer sozial »abgehängten« Region zu leben. Auch wird eine politische Spaltung in der eigenen Gemeinde bzw. im Landkreis beschrieben. Doch nicht alle Befragten pflegen dieses Verlustnarrativ. Es kommt auch zur Sprache, dass der Zusammenhalt in der DDR ja nicht nur freiwillig und man in der Mangelwirtschaft deutlich stärker aufeinander angewiesen gewesen sei. In der hessischen Erhebungsregion Waldeck-Frankenberg wird hingegen bei der Bewertung des Zusammenhalts eher die bäuerliche Gemeinschaft glorifiziert, die mit dem Wandel zur Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft zerbrochen sei.

Soziale Redundanz und Reziprozität

Es ist nicht erstaunlich, dass die Befragten Zusammenhalt vor allem in ihrem Nahraum verorten. Der »Effekt des bloßen Kontaktes« oder die »soziale Redundanz«, wie es die Sozialanthropologin Sharon Macdonald¹⁸ nennt, wiegt schwer: Nicht nur, dass man räumlich nah zusammenlebt, man begegnet sich auch häufig. Die immer gleichen Menschen treffen in verschiedenen Funktionen an verschiedenen Orten aufeinander. Bei jedem Kontakt – selbst wenn man den Namen der anderen (noch) nicht kenne – verändere sich durch diese Begegnungen die soziale Beziehung, werde vertrauter, so Macdonald.¹⁹ Außerdem braucht es Zeit: Persönliche Beziehungen, Freundschaften und Netzwerke entstehen nicht von selbst, sie müssen gepflegt werden und durch Handlungen – also den Austausch sozialer Ressourcen – immer wieder bestätigt und erneuert werden.²⁰ Die Soziologin Eva Barlösius hat sich diesem »Vertrautwerden« in ländlichen Räumen analytisch gewidmet und die Stufen des Kennenlernens definiert:²¹

1. Man erkennt sich – kennt sich vom Sehen, weiß, dass die Person im gleichen Dorf wohnt.
2. Man kennt sich – weiß, wo die Person wohnt, wo sie hingehört.
3. Man kennt sich namentlich.

4. Man kennt sich familienbiografisch – weiß, aus welchem Elternhaus die Person kommt, welche Schule sie besucht oder welche Ausbildung sie wo gemacht hat.

Mit den unterschiedlichen Bekanntheitsstufen gehen nach Barlösius verschiedene Verpflichtungen, aber auch Optionen einher. Bereits das einfache Erkennen sowie das Kennen verpflichteten zum Gruß. Kenne man sich namentlich, so habe man zusätzlich stehen zu bleiben und sich zu unterhalten. Im Umkehrschluss bedeute dies aber auch, dass Personen seltener angesprochen würden, deren Namen man nicht kenne. Diese Stufe des Kennenlernens eröffne nun auch die ersten Optionen, denn sie mache einfache Nachbarschaftshilfen möglich. Die höchste Stufe der Bekanntheit, das Vertrautsein mit großen Teilen der Familienbiografie, also komplexen Strukturen und Interna, die über einen längeren Zeitraum ausgetauscht wurden, ermögliche schließlich das Einfordern umfangreicherer Hilfeleistung, die mit Arbeit assoziiert sind – Mithilfe beim Hausbau – oder eine tiefe Vertrautheit voraussetzen, wie das Geben oder Einfordern von Ratschlägen in persönlichen Krisen. Was aber für alle Bekanntheitsstufen gelte, sei die Gegenseitigkeit: Es sei ein Geben und Nehmen.²²

Durch Reziprozität entstehen gegenseitige Abhängigkeiten, Erwartungen, gar Forderungen.²³ Hinzu kommen nicht nur die moralische Verpflichtung und die erlernte Einsicht in die Notwendigkeit der gesellschaftlichen Kooperation,²⁴ sondern auch Treue, die auf das Bestehen des Verhältnisses gerichtet ist, und schließlich Dankbarkeit, die durch ständiges Hin- und Hergeben in einer Gesellschaft zu einem der stärksten Bindemittel zwischen Individuen wird.²⁵ Hierzu sagte ein Befragter im Interview:

»Das wird natürlich alles ordentlich aufgerechnet und abgerechnet miteinander. Es tut eigentlich selten einer, ich hätte fast gesagt niemals, aber selten einer was umsonst.«

Die Nähe hat auch ihren Preis:

»Wichtiger Begriff für Dorf ist natürlich auch immer Nachbarschaft. Also was tun Nachbarn? Gibt es da irgendein besonderes Verhältnis? Wie weit erstreckt sich Nachbarschaft? Sind das nur Leute, die nebeneinander wohnen, oder ist das ein weiterer Begriff, eben Nachbarschaft? Na ja, und dann kommt dann auch gleich die Umkehrung: Was bedeutet ›zusammenhalten‹? Das bedeutet neben dem Befürsorgen, auch gegenseitig sich kontrollieren, bewachen.«

Wer wie weit Fürsorge erfährt, folgt eigenen Regeln, die der Theologe Thomas Zippert in seiner Sozialraumanalyse für die Gemeinde Diemelsee

(Waldeck-Frankenberg) erhoben hat. Er beschreibt Nachbarschaftshilfe als fragiles Konstrukt, das stark von den Menschen und ihrem Verhalten in der Vergangenheit abhängig sei:

»Einem alten ›Stinkstiefel‹ wird sein Verhalten nicht vergessen. Und Rückzug von der Dorfgemeinschaft wird in der Regel als freie Entscheidung gegen die Dorfgemeinschaft interpretiert; über andere Gründe, Motive, Vorgeschichten, schlechte Erfahrungen, Hilflosigkeiten und Ängste wird nicht lange nachgedacht.«²⁶

Entscheidend ist aber, dass man sich kennen muss, um sich zu helfen. Man muss einander vertraut sein. Während die Schriftstellerin Dörte Hansen dörfliches Zusammenleben als Nachbarschaft der allzeit offenen Türen beschreibt,²⁷ stellt Thomas Zippert in seiner Sozialraumstudie fest:

»Auf dem Land scheint sich eine andere Dynamik von Nähe und Distanz zu zeigen als in Städten oder deren Umland: Eine große vorhandene Nähe erfordert geschützte Räume, die vor dieser Nähe schützen.«²⁸

So ende Nachbarschaftshilfe meist an der Haustür und beschränke sich auf die Mitnahme zu Einkaufstouren, Mithilfe im Garten, das Leeren des Briefkastens in den Ferien und das wachsame Auge auf die Rollläden und die Zeitung im Briefschlitz.

»Bei hoher sozialer Kontrolle, räumlicher Nähe und jahrzehntelanger gemeinsamer Geschichte lässt man Nachbarn nicht gerne ins Haus, schon gar nicht ins Schlaf- und Badezimmer. Eine Ausnahme stellt die gegenseitige innerhäusliche Hilfe unter Witwen dar (›Haare machen‹, Stützstrümpfe anziehen u. a.).«²⁹

Bei der Frage nach den Motiven für Nachbarschaftshilfe werde wiederum deutlich, dass die häufigsten Gründe, anderen zu helfen, Selbstverständlichkeit und Gegenseitigkeit seien. Wer den Nachbarn helfe, bekomme im Gegenzug ebenso Hilfe. Die müsse nicht direkt vom »Schuldner« kommen, es reiche, wenn man sich in der Gemeinschaft eine Art Zeitkontingent oder »Guthaben« an Nachbarschaftshilfe erarbeitet habe. Das bedeute aber auch, dass es Zugezogene immer schwerer hätten, Nachbarschaftshilfe zu erfragen. Zunächst gelte es, die Nachbarschaft zu pflegen und selbst zu unterstützen, ehe man Leistungen einfordern könne. Ein Ausnahmefall sei die konkrete Notsituation. Bei der gelte Selbstverständlichkeit vor Gegenseitigkeit.³⁰ Im Haus allerdings seien sich jeder und jede selbst die Nächsten. Komme es hier zum Hilfebedarf, müsse die Familie einspringen oder ein Dienstleister beauftragt werden – Letzteres gelte vor allem

für lang anhaltende, kontinuierliche Bedarfe.³¹ Der häufigste Grund, den Nachbarn Hilfe zu versagen, sei, dass es keinen Kontakt zu den Nachbarn gebe.³²

Soziale Orte – wo sich Zusammenhalt konstituiert

Was aber, wenn Kontaktmöglichkeiten immer seltener werden, weil Orte der Begegnung, der Kommunikation verschwinden, wenn Vereine aufgrund von Mitgliedermangel aufgeben müssen, Kirchengemeinden zusammengeschrumpft werden und Tante-Emma-Läden sowie Dorfkneipen schließen müssen? Besonders in ländlichen Räumen, aber eben nicht nur da wird oft das Fehlen *Sozialer Orte* beklagt, also solcher Orte, die für die soziale Redundanz sorgen, an denen man sich immer wieder über den Weg läuft; Orte, die eben nicht »nur« Nicht-Zuhause und Nicht-Arbeitsplatz sind, sondern gemeinschaftlich nutzbarer öffentlicher Raum, für alle zugänglich, mit niedriger Eingangsschwelle, inkludierend statt exklusiv.

Wo sind die Sozialen Orte, an denen sich Zusammenhalt konstituieren kann? Das bereits erwähnte BMBF-Projekt zum »Soziale-Orte-Konzept« hat in den beiden Landkreisen Beispiele für diese Orte der Begegnung gefunden: den genossenschaftlich geführten Dorftreff »Alte Schule« in Dalwigksthäl (Waldeck-Frankenberg), die »Kulturscheune« der Solidarischen Landwirtschaft Falkenhof in Strothe (Waldeck-Frankenberg) sowie den neuen Dorfmittelpunkt in Haina-Löhlbach (Waldeck-Frankenberg) mit Lebensmittelladen, Bäckerei und ausreichend Platz für die alljährlichen Feierlichkeiten der Dorfgemeinschaft oder die »Sommerfrische« und den »Denkort der Demokratie« in Schwarzburg (Saalfeld-Rudolstadt). Sie zeigen, wie eine engagierte Bürgerschaft mit unterstützender Verwaltung und Privatwirtschaft ihre eigenen Sozialräume gestaltet. Hier wurden nicht nur neue Kommunikationsorte geschaffen, die als öffentliche Räume fungieren und Menschen miteinander verbinden, es findet vielmehr ein strukturiertes und damit jederzeit aktivierbares Zusammenspiel von Kommunen, lokalen Wirtschaftsunternehmen und Ehrenamt statt – ein kontinuierlicher Entwicklungsprozess, der flexibel Antworten auf konkrete Herausforderungen finden lässt. Es ist nicht nur die räumliche Nähe, die Zusammenhalt stiftet, sondern auch das gemeinsame Anpacken eines Problems, die niederschwellige Beteiligung vieler und das Vermitteln von Selbstwirksamkeit.

Soziale Orte sind dabei Transmissionsräume zwischen dem intimen persönlichen Zusammenhalt, wie er in der Familie und der Nachbarschaft, oft auch sehr konfliktreich, existiert, und dem größeren Ganzen, der geblieben

Öffentlichkeit. Hier wird Zusammenhalt über den engen Nahraum hinaus möglich.

Fünf Bedingungsfaktoren für eine Institutionalisierung Sozialer Orte wurden bisher ausgemacht:

1. Das Vorhandensein und das Vorhalten öffentlicher Infrastrukturen und Institutionen. Es bedarf eines öffentlichen Rahmens, rechtlicher Sicherheiten und einer gewährleistenden Verwaltung. Soziale Orte entwickeln sich nicht *gegen* öffentliche Strukturen, sondern *mit* ihnen.
2. Die Verwaltung muss für partizipative Prozesse und innovative Kooperationen offen sein.
3. Überdurchschnittlich engagierte und innovationsfähige Akteure sind erforderlich. Es braucht Ideengeber, Motivatoren – Menschen, die Verantwortung übernehmen.
4. Es muss die Möglichkeit bestehen, nicht nur immer wieder befristete Projekte zu realisieren, sondern Prozesse in Gang zu setzen, die nachhaltig nach dem Vorsorgeprinzip wirken können.
5. Schließlich bilden Soziale Orte Netzwerke über ihren eigenen Akteurs- und Wirkungskreis hinaus.

Fazit: Soziale Orte als Transmissionsriemen

Die Frage nach gesellschaftlichem Zusammenhalt kommt immer dann auf, wenn die Zeiten unruhig sind und besonders bei großen Transformationen. Sahen schon die soziologischen Klassiker mit Sorge auf eine vermeintlich desintegrative Moderne, so arbeitete sich Putnam an dem Verfall des amerikanischen Gemeinwesens ab, das er durch die zunehmende Individualisierung bedroht sah. Nun verunsichern Globalisierung, demographischer Wandel, Klimaveränderung und Digitalisierung neuerlich die Menschen – und lassen vermuten, der gesellschaftliche Zusammenhalt sei gefährdet. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft wächst.

Unbestritten ist, dass Gemeinschaft und Gesellschaft sich nicht ausschließen, sondern gleichzeitig bestehende Sozialformen sind, die vertikal und horizontal Zusammenhalt schaffen. Das Dorf erscheint vielen als der Ort der guten Gemeinschaft, einfach, weil man sich hier häufiger begegnet. Dennoch: Gemeinschaft ist nichts Urwüchsiges oder Natürliches, nichts Unpolitisches, Gottgegebenes. Diese Idealisierung und Mythologisierung von ländlicher Gemeinschaft verschleiert einerseits den Blick auf die harten sozialen Konflikte im Dorf, verharmlost Gewalt und Intoleranz im dörflichen Kontext und verhindert andererseits ein Nachdenken darüber, was Gemeinschaft in einer digitalen Welt bedeuten könnte.

Wie die Untersuchungen aus dem Projekt »Das Soziale-Orte-Konzept« zeigen, erleben Menschen Zusammenhalt zuerst im Nahraum, was aber keineswegs bedeutet, dass es keine Verbindung zum großen Ganzen gibt. Zusammenhaltsnarrative spiegeln und bearbeiten gesellschaftliche Spannungen und Brüche. Geschichten von verlorener Gemeinschaft erzählen von der Suche nach einer Neuverortung im sozialen Raum. Dafür braucht es Orte der Begegnung, Soziale Orte in Stadt und Land, die zwischen dem sozialen Nahraum und der Gesellschaft vermitteln, als Ort der demokratischen Mitgestaltung, der konflikthaften Aushandlungsprozesse und als Stabilisator für gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Anmerkungen

- 1 Bernd Raffelhüschen/Reinhardt Schlinkert/Deutsche Post (Hrsg.), Glücksatlas, Bonn 2008.
- 2 Landwirtschaftsverlag, Umfrage Lebensglück. Wenig Geld, viel Kritik, aber zufrieden!, Münster 2017 (= top agrar Sonderdruck), www.topagrar.com/dl/2/6/3/0/4/1/0/TOP_SONDERDRUCKE-08-17-2.pdf (abgerufen am 17.12.2019).
- 3 Hierzu und im Folgenden Claudia Neu, Neue Ländlichkeit. Eine kritische Betrachtung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, APuZ 46–47 (2016), S. 4–9.
- 4 Vgl. Werner Bätzing, Das Dorf als Ort des guten Lebens zwischen Inszenierung und Verschwinden, in: Hans-Peter Ecker (Hrsg.), Orte des guten Lebens. Entwürfe humaner Lebensräume, Würzburg 2007, S. 103–114; Werner Nell/Marc Weiland, Imaginationsraum Dorf, in: dies. (Hrsg.), Imaginäre Dörfer, Bielefeld 2014, S. 13–50.
- 5 Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig 1887, S. 2. Tönnies Werk regte berühmte Zeitgenossen wie Emile Durkheim, Max Weber oder Georg Simmel zu Kritik und Weiterentwicklung an. Zu denken sei hier nur an Webers Begriffspaar »Vergemeinschaftung« und »Vergesellschaftung«. Tönnies romantisierende Sichtweise auf das Landleben und sein antithetisch angelegtes Gegensatzpaar »Gemeinschaft« und »Gesellschaft« sorgten lange für missverständliche Auslegungen, boten aber auch Anknüpfungspunkte für die zunehmend völkischen (Jugend-) Bewegungen. Tönnies selbst jedoch hat sich stets gegen die Vereinnahmung seines Gemeinschaftsgedankens durch völkische Ideologien gewehrt.
- 6 Vgl. Theresa Clasen, Radikale Demokratie und Gemeinschaft, Frankfurt/Main 2019, S. 88f.
- 7 Vgl. Th. Clasen (Anm. 6), S. 5.
- 8 Horst Rode, Ferdinand Tönnies und die zeitgenössische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: Lars Clausen/Carsten Schlüter (Hrsg.), Hundert Jahre »Gemeinschaft und Gesellschaft«, Wiesbaden 1991, S. 505–516.
- 9 Vgl. Th. Clasen (Anm. 6), S. 190.
- 10 Robert D. Putnam, Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy, New York 1993; ders., Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community, New York 2000; vgl. dazu auch Sebastian Braun, Putnam und Bour-

- dieu und das soziale Kapital in Deutschland (Universität Potsdam, Working Papers Nr. 02/2003), Potsdam 2003, S. 14.
- 11 R. Putnam (Anm. 10, 1. Titel), S. 170 ff.
- 12 R. Putnam (Anm. 10, 2. Titel).
- 13 Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1982.
- 14 S. Braun (Anm. 10), S. 14.
- 15 www.oecd.org/dev/inclusivesocietiesanddevelopment/social-cohesion.htm (abgerufen am 13.12.2019).
- 16 Georgi Dragolov / Zsófia Ignacz / Jan Lorenz / Jan Delhey / Klaus Boehnke, Radar gesellschaftlicher Zusammenhalt – messen was verbindet, Gütersloh 2014.
- 17 Beate Küpper, Vorurteile und Stereotype. Wie sie unser Handeln lenken, Vortrag beim EVAangelischen Begegnungszentrum am 7. Februar 2014, www.erwachsenenbildung-ekhn.de/fileadmin/content/erwachsenenbildung/007_Politische_und_Kulturelle_Bildung/Downloads/Fachtag_2014_Kuepper_Vorurteile_und_Stereotype.pdf (abgerufen am 12.12.2019).
- 18 Sharon Macdonald, Du schon wieder, in: Institut für Auslandsbeziehungen, Kulturaustausch 11/2012, Stuttgart 2012, S. 24.
- 19 Vgl. Sh. Macdonald (Anm. 18).
- 20 Sören Petermann, Persönliche Netzwerkressourcen als selektive soziale Anreize gemeinnützigen Engagements, in: *Forschungsjournal Soziale Bewegung* 30/4 (2017), S. 3, http://forschungsjournal.de/sites/default/files/fjsbplus/fjsb-plus_2017-4_petermann.pdf (abgerufen am 13.12.2019).
- 21 Eva Barlösius, Dörflichkeit? Theoretische und empirische Reflexionen über einen heterodoxen Begriff, in: dies. / Claudia Neu (Hrsg.), *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 66/2 (2018), Themenschwerpunkt Dörflichkeit und Ländlichkeit, Frankfurt/Main 2018, S. 64 ff.
- 22 Vgl. E. Barlösius (Anm. 21).
- 23 Rabea Krätschmer-Hahn, Verbindlichkeit, in: Maya Becker, dies. (Hrsg.), *Fundamente sozialen Zusammenhalts. Mechanismen und Strukturen gesellschaftlicher Prozesse*, Frankfurt/Main 2010, S. 63.
- 24 Vgl. R. Krätschmer-Hahn (Anm. 23), S. 64.
- 25 Vgl. R. Krätschmer-Hahn (Anm. 23), S. 66.
- 26 Thomas Zippert, Sozialraumanalyse zu Lebens- / Wohnsituationen und Unterstützungsbedürfnissen älterer Menschen in der Gemeinde Diemelsee (Waldeck-Frankenberg) im Auftrag des Waldeckischen Diakonissenhauses Sophienheim in Bad Arolsen, unveröffentlicht, 2016, S. 34.
- 27 Dörte Hansen, *Mittagsstunde*, München 2018⁵, S. 8.
- 28 Vgl. Th. Zippert (Anm. 26), S. 35.
- 29 Vgl. Th. Zippert (Anm. 26), S. 35.
- 30 Vgl. Th. Zippert (Anm. 26), S. 35.
- 31 Vgl. Th. Zippert (Anm. 26), S. 35.
- 32 Vgl. Th. Zippert (Anm. 26), S. 68.